

## Fünf weitere Jahre

Der Brite Robin Ticciati bleibt bis 2027 Chefdirigent des Deutschen Symphonieorchesters (DSO). Der Musiker habe seinen Vertrag um weitere fünf Jahre verlängert, teilte das DSO am Dienstag mit. Der 1983 in London geborene Ticciati, der zunächst als Violinist, Pianist und Schlagzeuger ausgebildet wurde, leitet das DSO seit 2017.

(dpa/iw)

## Demokratischer Jurist

Der Hans-Litten-Preis der Vereinigung Demokratischer Juristinnen und Juristen (VDJ) geht in diesem Jahr an den Rechtsanwalt und Publizisten Rolf Gössner. Gewürdigt werden dessen Verdienste bei der Mobilisierung gegen die Aushöhlung von Grundrechten, wie die VDJ am Dienstag mitteilte. Gössner soll bei der Verleihung am 10. Oktober in Frankfurt am Main auch über die Verhältnis- und Verfassungsmäßigkeit von Coronamaßnahmen sprechen. Auch wird er über sein Klageverfahren gegen den »Verfassungsschutz« berichten, das mittlerweile 15 Jahre dauert. Jahrzehntlang wurde er durch den Inlandsgeheimdienst ausgeforscht. Die Veranstaltung wird per Livestream übertragen: hans-littenpreis-2020.vdj.de.

(iw)

## Lehrrepublik

Die von den Studenten besetzte Budapester Universität für Theater- und Filmkunst hat am Montag das Studienjahr 2020/21 als »experimentelle Lehrrepublik« begonnen, hieß es in einem Aufruf der Studenten auf Facebook. Sie hatten ihre Hochschuleinrichtung zu Monatsbeginn besetzt, nachdem die rechtsnationale Regierung von Ministerpräsident Viktor Orban der Uni die Autonomie entzogen hatte. Jetzt sollen klassische Unterrichtseinheiten, offene und geschlossene Kurse, kreative und soziale Interventionen gleichermaßen als Studienaktivitäten anerkannt werden wie Arbeiten, die der inneren Organisierung der Gemeinschaft und der Aufrechterhaltung der Besetzung dienen.

(dpa/iw)

ANZEIGE



**Entschleunigung  
Ruhe & Natur satt im  
Müritz-Nationalpark**  
3 FeWo für je 2-3 Personen,  
ganzjährig in Kratzburg-Granzin,  
Havel & Havelseen, Boot & Rad.

Info: [www.trinogga.de](http://www.trinogga.de)  
[joergtrinogga@web.de](mailto:joergtrinogga@web.de) • Tel.: 03 98 22/29 94 88

# Wohnen über dem Drogenlabor

Wachsendes Unbehagen: Wie die Entwicklungen in den USA im benachbarten Kanada verfolgt werden. **Von Hannes Klug**

Genau 21 Sekunden dauerte das vielleicht berühmteste Schweigen dieses Jahres. Soviel Bedenkzeit brauchte Kanadas Premierminister Justin Trudeau, als er am 2. Juni von einem Fernsehreporter gefragt wurde, wie er die derzeitigen Vorgänge in den USA bewerte. Konkret gemeint waren damals die eskalierende Gewalt auf den Straßen, die Räumung eines Kirchenvorplatzes mit Tränengas, damit der US-Präsident sich dort mit einer Bibel aufstellen konnte, und Donald Trumps Drohungen, das Militär gegen Demonstranten einzusetzen. Trudeau blickte in die Kamera, blinzelte, kniff die Lippen zusammen, atmete ein und aus, bis er schließlich zu einem denkwürdigen Satz anhub: »Wir alle beobachten mit Schrecken und Bestürzung, was in den Vereinigten Staaten vor sich geht.«

Das gilt sicher für viele Länder, doch die Perspektive des nördlichen Nachbarn ist eine besondere: Vom vormaligen Premierminister Pierre Trudeau (Justin Trudeaus Vater) stammt die berühmte Formel, neben den USA zu leben sei, als schlafe eine Maus neben einem Elefanten. Die Maus verhalte sich dabei am besten möglichst unauffällig. In einem Artikel für den *Rolling Stone*, der online mehr als zehn Millionen Mal geteilt wurde, hat der Anthropologe Wade Davis von der University of British Columbia im kanadischen Vancouver diese Aussage der heutigen Zeit angepasst: Neben den USA zu leben, schreibt er auf die gegenwärtige Lage gemünzt, sei, als wohne man über einem Drogenlabor.

Der kanadische Blick auf die USA ist nach wie vor der eines Juniorpartners, der sich Wohlverhalten verordnet, doch inzwischen mischen sich andere Töne in die Debatte, von unverhohlener Besorgnis bis zu beißender Kritik. Das Drogenlabor könnte jederzeit in die Luft fliegen, so hat man im Moment den Eindruck. Die Dealer von unten könnten sich die Wohnung obendrüber auch einfach einverleiben. Diese latente Angst gehört seit jeher zur kanadischen Grundbefindlichkeit, und in dem Maße, wie der Klimawandel den US-amerikanischen Süden ausdörft, wird das fruchtbare Nachbarland mit seinen mehr als zwei Millionen Seen für den durstigen Giganten attraktiver.

## Kube, Brasch ■ Jubel der Woche. Von Jegor Jublimov

Wer in der DDR in den 50er und 60er Jahren fernsah oder gern ins Kino ging, kam an Horst Kube nicht vorbei. Selbst, wenn man im Kino einen ausländischen Film sah, konnte man Kube wenigstens im Vorprogramm erleben. Er wirkte in kaum zu zählenden Kurzfilmen der »Stacheltier«-Reihe mit, war aber auch in vielen Spielfilmen zu sehen. Einen »Urberliner Jungen mit kessem Mundwerk und einem goldigen Humor« nannte ihn die Presse damals. Kurt Maetzig hatte den Nachwuchsschauspieler schon 1947 in »Ehe im Schatten« in einer winzigen Rolle beschäftigt, holte ihn wieder 1954 für seinen Ernst-Thälmann-Film und 1956 für »Schlösser und Katen«.



»Sie glauben immer noch, dass sie alle anderen übertreffen«: Trump Tower im kanadischen Toronto

Das Unbehagen im Norden wächst, viele Kritiker nehmen kein Blatt mehr vor den Mund. Davis bezeichnet die USA offen als »gescheiterten Staat« und den Zustand der dortigen Gesellschaft als »Dekadenz im Endstadium«. Als Belege führt er die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, den radikalen Individualismus und die damit einhergehende Abkehr von jeglicher Vorstellung einer solidarischen Gemeinschaft an. Dagegen sei das Gesundheitswesen in Kanada sozial, die Schulbildung egalitär. Das Vertrauen der Bevölkerung in die Institutionen und die Lohngerechtigkeit seien deutlich größer. Alles Pluspunkte, die nicht zuletzt der Pandemie einen Teil ihres Schreckens nahmen.

Keine Frage: Auch an Kanada ist die neoliberale Welle nicht vorbeigeschwappet, auch dort gibt es Rassismus. Im Vergleich aber ist Kanada ein eher stabiler Vielvölkerstaat, dem es gelingt, eher die Gemeinsamkeiten als die Unterschiede zwischen seinen Bürgern zu fördern.

Der sogenannte Amerikanische Traum versinkt laut Davis gerade in einem Abgrund aus Lügen, Hass und Eigennutz. Diese Haltung ist unter seinen Landsleuten nicht sonderlich radi-

kal: Es gibt keinen »Amerikanischen Traum«, schreibt etwa Heather Mallick im *Toronto Star*, Kanadas größter Tageszeitung: Mittel- und Arbeiterklasse seien seit Ronald Reagan zerstört, übrig sei eine Nation durchgeknallter Waffennarren, die sich für etwas Besonderes halten: »Egal, wie mies es den Amerikanern geht, sie glauben immer noch, dass sie alle anderen übertreffen.« Selbst wenn den USA etwas gnadenlos misslinge wie der Umgang mit dem Coronavirus, so Mallick, »dann, denken sie, waren sie immer noch besser darin, schlecht zu sein, als jede andere Nation, einschließlich des langweiligen Kanadas«.

Zwischen beiden Ländern verkehren täglich Waren im Wert von mehr als zwei Milliarden Dollar, doch für Reisende ist die Grenze momentan dicht. Für viele Kanadier ist das eine Erleichterung, denn auch wenn die USA deren Urlaubsland Nummer eins sind, so ist das Bedürfnis, sich vom dortigen Chaos abzuschotten, momentan größer als jedes Fernweh. Das wichtigste kulturelle Thema der Kanadier sei das Überleben, sagte einst die Schriftstellerin Margaret Atwood, während die US-Amerikaner von Geld »als Zeichen göttlicher Gnade oder

Vorsehung« besessen seien. Dem US-Exzeptionalismus, so ergänzt Mallick, stehe die grunddemokratische kanadische Überzeugung gegenüber, dass niemand besser sei als irgend jemand anderes. Die Zahl der Coronafälle ist in Kanada wohl auch aus diesem Grund vergleichsweise niedrig. Das Land ist eines der wenigen, aus denen die EU die Einreise für unbedenklich hält.

Nicht nur den Harvard-Professor Steven Levitsky oder den Chef des Washingtoner Büros des *Toronto Star*, Edward Keenan, erinnern bewaffnete Milizen, Propaganda und ein Brandstifter und Möchtegern-diktator als US-Regierungschef an das präfaschistische Europa der 1920er und 30er Jahre. Was, fragt sich Keenan mit düsterer Vorahnung, wenn Trump die US-Wahlen im November gewinnt oder – schlimmer noch – im Falle einer Niederlage sich weigert, seinen Posten zu verlassen? Offen gesteht auch der preisgekrönte politische Kolumnist Bob Hepburn seine Sorgen vor einem drohenden Bürgerkrieg in den USA. Aus der mitschwingenden Angst, hineingezogen zu werden, resultiert das Streben nach mehr Autonomie.

aber nach dem Verbotspodium von 1965 wurde der Film stark gekürzt gesendet, und Kubes Rollen waren danach wieder kleiner. So war er als Goldschürfer oder Jäger noch in vier Defa-Indianerfilmen dabei. Mit nur 56 Jahren starb er 1976 und wäre am Sonnabend 100 Jahre alt geworden.

Nicht mal 46 wurde Peter Brasch, der seinen 65. Geburtstag am Freitag hätte feiern können. Der Autor stand sicherlich zu Unrecht im Schatten seines großen Bruders Thomas Brasch. Anders als Thomas blieb Peter in der DDR. Der Sohn des früheren ZK-Mitglieds und stellvertretenden Kulturministers Horst Brasch arbeitete als Hörspieldramaturg u. a. mit Thomas Heise zusammen, adaptierte Märchen der

Gebrüder Grimm und von Hans Fallada für den Rundfunk und schrieb eigene Märchenstücke, die auch den Weg auf die Bühne fanden. Brasch verfasste Gedichte und Essays, und der Roman »Schön hausen«, der im vergangenen Jahr im Eulenspiegel-Verlag neu aufgelegt wurde, bewies die poetische Kraft des Autors. Es war ein Schelmenroman zwischen Realität und Phantasie, dem Magischen Realismus zugerechnet, wie ihn Michail Bulgakow, Gabriel García Márquez oder auch Irmtraud Morgner vertraten. In dieser Tradition hätte er weiterarbeiten können, wenn er sich nicht wie so viele Ex-DDR-Bürger als Verlierer der Einheit hätte sehen müssen. Er starb einsam. Aber wenn er gelesen wird, lebt er ein bisschen weiter.